



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem französischen Gelehrten: Französische Stimmungen :
Augusterinnerungen 1914

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Aktien und der Verwaltungsräte verfügte. Aber diese Sachlage hat sich im Laufe des letzten Jahres total geändert, wie aus Folgendem zu ersehen ist:

Zahl der Verwaltungsräte	1901	1911	1914	1917
Deutsche	3	5	3	1
Schweizer	6	6	5	11

1916/17 kaufte eine Gruppe von schweizerischen Banken und Privaten fast alle E. W. - Titel auf, die sich in Händen der A. E. G. - Rahmeyer-Gruppe befanden. Seitdem ist die Gesellschaft vollständig unabhängig von jener Gruppe.

Aus dem Aufsatze geht hervor, daß Deutschland zwar der stärkste Abnehmer von elektro-metallurgischen Produkten ist, während die Abnahme an elektrischer Kraft auf feindlicher Seite etwas größer ist, und daß es unter dem Kursdrucke stark an finanziellem Einflusse eingebüßt hat. Die Schweizer sind weit mehr Herren im eigenen Hause geworden, als es früher der Fall war. Die Behauptungen der feindlichen Seite sind — leider — müssen wir sagen — grundlos.



Französische Stimmungen

Von einem französischen Gelehrten*)

Augusterinnerungen 1914



solange ich lebe, werde ich mich mit besonderer Schärfe und Bestimmtheit gewisser Augusttage des Jahres 1914 erinnern. Von Anfang des Krieges an wurden wir in vollständiger Unkenntnis der Ereignisse gehalten. In den ersten Tagen kamen natürlich unvermeidliche aufsehenerregende Nachrichten: die ersten, selbstverständlich für unsere Waffen siegreichen Gefechte, die ebenso herrliche wie eingebildete Heldentat von Brindejonc des Moulines, das siegreiche Gefecht im Elsaß, die deutschen Infanteristen vor der „Furia francese“ unserer unwiderstehlichen Bajonettangriffe davonlaufend und fliehend. „Rosalie“ war in Ehren, und mit ihr ihr großer Bruder, der unvergleichliche „75er“. Ich war damals im Depot einer ruhigen Provinzstadt. Die amtlichen Bekanntmachungen wurden täglich im Quartier angeschlagen. Wir erläuterten sie und berechneten unsere wahrscheinlichen Erfolge. Eines schönen Tages, um den 15. August, verschwanden sie. Diejenigen, welche die Zeitungen weiter veröffentlichten, waren zugleich optimistisch und besorgniserregend. Der Minister Messimy gab sich sichtlich Mühe, uns zu überreden, daß die militärische Lage äußerst zufriedenstellend sei, und daß unser Rückzug einem von unserem Großen Generalstab reiflich studierten Plan entspreche. Es gab wohl einige unter uns, die diese Taktik für verdächtig hielten und denen der unversiegbare amtliche Wortschwall durchaus nicht gefiel. Durch das Lesen einiger franzosenfreundlicher schweizerischer Zeitungen, die uns in die Hände fielen, wurden unsere Zweifel und Befürchtungen bestärkt. Aber die große Masse lebte im glücklichsten Vertrauen,

*) Der Verfasser, ein französischer Universitätslehrer, hat die nachfolgenden Aphorismen in deutscher Gefangenschaft geschrieben aus dem Drange heraus, sich selbst Rechenschaft über die Zustände und Stimmungen in seiner Heimat zu geben. Die Schriftleitung.

weit davon entfernt, die erschreckende Wahrheit zu ahnen. Ich erinnere mich der fast allgemeinen Bestürzung, als wir an einem gewissen Morgen lasen, daß man in der Gegend von Lille Manen gesehen habe. Diese Nachricht schlug wie eine Bombe ein. Wir vermuteten die deutschen Truppen weit hinter unserer Grenze. Man hatte uns dermaßen über die Stärke und Dauer des belgischen Widerstandes getäuscht, daß uns die Kaiserlichen überfielen, als wir sie noch immobilisiert vor Namur wähnten. Die folgenden Tage brachten uns die Enthüllung des außerordentlich schnellen feindlichen Marsches durch den Norden Frankreichs. Wir wußten nicht mehr, was wir davon halten sollten, und es verbreiteten sich die wildesten Gerüchte über Verrat, welche die Menge ohne weitere Prüfung aufnahm. Unser Erstaunen wuchs noch bei dem Schauspiel, welches uns während einiger Tage der Marne Schlacht die Hauptstraße von X. bot. Soldaten aller Armeen und aller Regimenter, Offiziere und Mannschaften drängten sich dort. Das bunte Gemisch der Uniformen hinterließ einen peinlichen Eindruck. Ich hatte die Empfindung eines Zusammenbruchs. Am Abend irrte ich in der Umgebung des Bahnhofes umher und traf eine Gruppe Zaven und Turkos, welche, da sie die Hoffnung, ihre Korps wieder zu finden, aufgaben, zu ihrem Depot Sathoney zurückkehrten. Sie erzählten mir von Charleroi, der darauffolgenden Niederlage und Flucht. Ihre Entmutigung war groß und steckte mich an. An jenem Abend dachte ich an Sedan und verzweifelte an der Zukunft. Aber ich dachte nicht im entferntesten, daß das schreckliche Blutbad noch Jahre dauern würde, und daß unser unglückliches Land erst am Anfang seiner Leiden sei. Ich war nicht der einzige Verzweifelte. Plötzlich aufgeklärt und sehend geworden, gab man sich allen Befürchtungen hin, sah den schlimmsten Katastrophen entgegen. Erst als der deutschen Offensive durch die Wiederherstellung der französischen Ostarmee Einhalt geboten wurde und nach der Marne Schlacht schöpften wir wieder Hoffnung und Mut. Und noch glaubten wir zuerst nicht recht daran. Wir befürchteten irgendeinen neuen „Bluff“ einer Presse, die seit dieser Zeit das ihr noch in Frankreich gebliebene Vertrauen verloren hatte. Hier sieht man so recht, wie gefährlich diese Lügenregierung ist, von der wir uns nach einer mehr als zweijährigen Kriegsdauer noch nicht frei machen konnten: sie tötet das Vertrauen, entmutigt und macht vor der unerwarteten, grausamen Enthüllung der Wirklichkeit kraftlos und schwach. Sowohl für die Völker als auch für die einzelnen ist nichts wertvoller, als bei allem, was auch kommen mag, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.

Die religiöse Wiedergeburt?

Nach Ansicht der katholischen Schriftsteller soll der Krieg eine wahre religiöse Wiedergeburt in Frankreich hervorgebracht haben. Die „Älteste Tochter der Kirche“ soll zu sich gekommen sein, und die Aufnahme des verlorenen und reumütigen Kindes durch Rom bevorstehen. Ist es nötig, die Hoffnungen, welche die streitenden Katholiken auf diese angebliche Auferstehung gründen, genau zu bezeichnen: Wiederherstellung des Konkordats und Wiedereinsetzung der Autorität, oder besser — der politischen und moralischen Oberherrschaft der französischen Geistlichkeit. Ich sehe von den Besessenen, die vom „Weißen Schrecken“ träumen, ab und es fragt sich nur noch, was diese Hoffnungen wert sind, und ob das, was man etwas kühn religiöse Wiedergeburt nennt, nicht vielmehr eine der oberflächlichen Kundgebungen ist, die durch die Umstände geschaffen sind und mit ihnen erlöschen. Über diese Frage ist schon sehr gestritten worden. Im Jahre 1915 hat die „Grande Revue“, eine unserer besten, vorkämpfenden Veröffentlichungen, eine ernste, überaus interessante Untersuchung dieser Angelegenheit angestellt, die ich gelesen habe. Es ist klar, daß die Aussagen verschieden sein mußten und sich widersprachen. Sie waren es nach Wunsch. Aber auch viele fanden den Grund dieser Uneinigkeit heraus, der in der beständigen Verwirrung — unbewußt oder vorbedacht — des Gefühls und der Betätigung liegt. Wer wollte bestreiten, daß wir im August 1914 eine Art religiöser Überspanntheit erlebten? Ich wohnte in einer Stadt, wo das

religiöse Gefühl — wie alle anderen Gefühle — sich nur besonnenen und ruhigen Kundgebungen hingibt, einer Stadt gleichgültiger Frömmigkeit, die sich aber, wie es den Anschein hat, trotz ihrer Aristokratie berufen glaubt, mit gutem Beispiel voranzugehen. Die große Erschütterung des Krieges wandelte sie um. Monatslang füllten sich die zu klein gewordenen Kirchen mit einer ängstlichen und stehenden Menge. Werke, Gaben, alle äußeren Kundgebungen einer glühenden Frömmigkeit vermehrten sich. Kurz, alle Anzeichen einer tiefen und überraschenden Seelenerneuerung. Dies war übrigens ganz natürlich. Als die Katastrophe hereinbrach, fühlten sich alle, die sich bisher, ohne dem Gottesdienst feindselig gesinnt zu sein, hinter einer stumpfen Gleichgültigkeit verschanzt hatten, plötzlich wie verlassen. Instinktiv suchten sie einen Stützpunkt, auf den sie ihre letzte Hoffnung gründen könnten, und der sie bei dem allgemeinen Einsturz aufrecht erhielt. Die Kindheits Erinnerungen lenkten ihre Schritte — fast unfreiwillig — zu den Heiligthümern, wo ihre Väter gebetet hatten. Sie beteten dort ihrerseits, nicht, weil ihre Überzeugung plötzlich sehr fest geworden war, sondern, man muß gestehen, unter dem Impuls abergläubischer Furcht. Besonders die Frauen, sogar jene, die seit langem nicht mehr nach ihrer Religion gelebt hatten, zeigten wieder die strengste Frömmigkeit. Es schien jedem, auch den vor kurzem noch Gleichgültigen und Skeptischen, daß allein das Ansehen Gottes für die teuren, plötzlich ihrer Liebe entrissenen und den schrecklichsten Gefahren ausgesetzten Wesen für sie der sicherste Schutz sei. Aber genügt all dieses denn, eine religiöse Wiedergeburt zu charakterisieren? Abgesehen von einigen aufrichtigen Beteuerungen, erblicke ich hierin einen neuen Beweis für die unheilbare Schwäche unserer menschlichen Natur, ihres instinktiven Schreckens vor dem Tode, ihres unabweislichen Schutzbedürfnisses. Wenn plötzlich jede menschliche Hilfe versagt, ist es dann nicht unvermeidlich, daß man sich an denjenigen wendet, von dem man — wenn er existiert — den höchsten Schutz erwartet? Rechnung kleinmütiger Herzen, welche die Nähe der Gefahr närrisch macht. Ich sehe hierin nichts von jener inneren, begeisterten und freien Wiedergeburt, welche die Seele in ihren Grundfesten erschütterte. Ebensovienig wie im Innern des Landes könnte man von einer religiösen Wiedergeburt beim Heere sprechen. Sicherlich, ich hatte Gelegenheit, an den Vorabenden großer Offensiven Gottesdiensten beizuwohnen, die mir einen starken und dauernden Eindruck hinterlassen haben. Ich sehe noch den Geistlichen, höre ihn mit rücksichtsloser Offenheit von den Lücken sprechen, die der Tod in unsere Reihen reißen würde, und seine Aufforderung, uns auf den furchtbaren Entscheidungstag vorzubereiten. Während ich ihm zuhörte, empfand ich eine der tiefsten Gemütsbewegungen meines Lebens. Dennoch änderte sich mein innerstes Gefühl durchaus nicht dadurch. Viele meiner Kameraden ließen sich von Bedenken und Besorgnissen, die eher von Aberglauben als von wirklicher Frömmigkeit herrührten, überwältigen. Sie gehorchten auch irgendeiner ererbten, dunklen Eingebung, die ihnen in der Todesgefahr die Hände schloß und sie auf die Knie zwang. Nach bestandener Gefahr wurden sie mühelos wieder, was sie trotz des Anscheines geblieben: neutral oder sogar feindselig. Die meisten übrigens wohnten weiter regelmäßig den Gottesdiensten bei. Zuerst aus Langeweile, und auch weil die Empfehlung des Geistlichen an der Front sehr nützlich sein kann, und schließlich, weil es nicht gleichgültig ist, in der Gunst eines Offiziers zu stehen, der entweder aufrichtig fromm ist, oder sich den Anschein gibt, um selbst einem frommen Obersten zu gefallen. Alles eigennützige Beweggründe, welche schon eine kurze Beobachtung schnell herausfindet, und die nach dem Urteile rechtschaffener Leute die religiöse Betätigung, welche nur ein aufrichtiger Glaube befehlen kann, ganz in Mißkredit bringen und gleichzeitig eine wirkliche Erneuerung des religiösen Gefühls verhindern. Nach dem Kriege wird man sich bald überzeugen, daß die antiklerikale Gesinnung und der Skeptizismus in Frankreich nichts von ihrer Stärke verloren haben. Das heißt, daß es im Verlauf dieses langen Krieges zu keiner Zeit eine dieser Benennung würdige, religiöse Wiedergeburt gegeben hat. Ich glaube nicht einmal, daß die neuerwachte Frömmigkeit, deren Abnahme man

schon jetzt beobachten kann, recht lange die Ereignisse, welche sie bedingt haben, überlebt. Durch den Krieg geschaffen, werden diese Hirngespinnste auch mit ihm vergehen.

Die Sackgasse.

Es ist nicht schwer, die Stimmung in Frankreich zu schildern. Es herrscht eine große, hoffnungslose Müdigkeit. Wir haben Enttäuschung über Enttäuschung erfahren. Die erste bemächtigte sich unser nach der verfehlten Offensive im Oberelsaß. Ich erinnere mich der Rufe: „Nach Berlin! Nach Berlin!“ in denen so verhängnisvoll das Gedenken an 1870 klang, und der falschen, aufregenden Nachrichten, mit denen die Presse diese künstliche Begeisterung nährte, auf welche der erbärmliche Streich von Mülhausen wie eine eiskalte Dusche wirkte. Danach kamen immer mehr Enttäuschungen. Der schnelle Einfall in Belgien, Charleroi und die niederschmetternde Nachricht vom Marsch des Feindes auf Paris. Die kurze Rückkehr des Glücks an der Marne weckte kaum neue, fast sogleich wieder vernichtete Hoffnungen. Lange noch gaben wir uns Ruckland gegenüber Illusionen hin und blickten erwartungsvoll auf die berühmte „Walze“, die in einigen Wochen Deutschland zermalmen sollte. Der slawische Einfall in Ostpreußen bewirkte, daß unsere allzu willfährige Einbildungskraft sich schon die Kosaken Rennekampfs „Unter den Linden“ tanzend vorstellte. Jedoch die Schlacht an den Seen und das Unglück von Tannenberg öffnete uns die Augen und wir sahen Hindenburg. Das russische Vorrücken in Galizien und das Überschreiten der Karpathen belebten dann wieder für einen Augenblick unseren sinkenden Optimismus. Es ist bekannt, daß der Hörnerstoß von Tarnow die Russen zu einem ungeordneten Rückzug zwang und sie den Verlust Polens und den Fall großer Festungen kostete. Was soll man nun über das tolle Abenteuer an den Dardanellen sagen, und über die so eifrig durch den „Bluff“ des „Matin“ und der ganzen offiziellen Presse unterstützten Illusionen? Der türkische Zusammenbruch, Eroberung Konstantinopels, Befreiung Rußlands von der Blockade, so viele vermessene Hoffnungen, die im demütigenden Rückzug und im Blute versanken. Währenddessen entzog sich uns die militärische Hilfe Japans, der serbische Widerstand endete in Niederlage und Ausscheidung. Die erwarteten und schon so oft angekündigten Vermittlungen kamen nicht zustande oder richteten sich gegen uns. Wir erlebten die bulgarische Überraschung, die griechische Enttäuschung, die tragische und so schnelle Vernichtung der rumänischen Armeen. In den ersten Tagen des Krieges versicherten uns bedeutende Nationalökonomien, daß der wirtschaftliche und finanzielle Widerstand Deutschlands nicht länger als sechs Wochen dauern könne. Einige Monate später zeigte uns ein Edmond Thery ganz genau, daß Österreich-Ungarn am 1. April 1915 keine Hilfsmittel mehr haben und zu einem Separatfrieden gezwungen sein würde. Ich weiß sehr wohl, daß unsere Nationalökonomien unerschütterliche Leute sind, und daß sie, wenn die Tatsachen ihre Voraussetzungen Lügen strafen, beinahe glauben, daß die Tatsachen Unrecht haben. Könnte das Zusammentreffen so vieler getäuschter Hoffnungen verhindern, daß die Stimmung allmählich zu einem Skeptizismus neigte, den sie nicht mehr zu überwinden vermochte. Die bedeutungslosen Resultate, die durch das Dazwischentreten Italiens erzielt wurden, bestärkten diese spöttische Ungläubigkeit. Beim Heere wurde das von irgendeinem Journalisten erfundene, und vom General Petain in dem Aufruf an die Truppen von Verdun wiederholte Wort schnell und höhnisch parodiert „Man wird sie kriegen“, sagen die „poilus“ und lachend fügen sie hinzu: . . . „erfrorene Füße“. Die allerwenigsten glaubten noch an jenen „Endsieg“, in dessen Hoffnung man uns so lange wie mit einem immerwährenden, täglich durch das Lied der Ereignisse Lügen gestraften Kehrreim wiegte. Man hat uns zu früh das Bärenfell verkauft, und das berühmte: „Morgen wird man umsonst rasieren“ täuscht niemand mehr. Wir glauben nicht mehr an die Möglichkeit einer günstigen Entscheidung durch die Waffen. Infolge einer dreifachen Probe, die für uns eine dreifache Enttäuschung war, glauben wir heute an die These von der Unverletzlichkeit der

Fronten. Am 17. Dezember 1914 verdarb eine vom Generalissimus befohlene allgemeine Offensive sofort alles und wurde verleugnet. Am 25. September 1915 widerstanden die deutschen Linien in der Champagne und bei Artois, trotz bedeutender Truppen-Konzentration und heftigem Artilleriefeuer, den wütendsten Angriffen. Wir schrieben diese Schlappe unserer minderwertigen schweren Artillerie zu, und Charles Humbert verlangte: „Kanonen und Munition“. Wir machten uns ans Werk und häuften acht Monate lang ein furchtbares Material und eine unerschöpfliche Zahl von Geschossen an. Am 20. Juli 1916 fing unsere dritte Offensive an. Wir hatten alle Mittel in der Hand: die Überlegenheit der Zahl und eine artilleristische Vorbereitung. Aber schon am vierten Tage wurde dem Befehl, von dem wir ein entscheidendes Ergebnis erhofften, Gehalt getan. Der blutige Mißerfolg unserer Offensive an der Somme steht heute für jeden außer Zweifel. Wofern nicht der deutsche Generalstab einen strategischen Rückzug beschließt, der reich an Überraschungen werden könnte, haben wir höchstens mit kleinen, beschränkten und alles in allem erschöpfenden und nutzlosen örtlichen Erfolgen zu rechnen. An Durchbruch ist nicht mehr zu denken, und wir wissen bestimmt, daß wir den Feind nicht an die Grenzen zurückschlagen werden. Mit noch größerem Rechte haben wir auf das Hirngespinnst eines Einfalls in Deutschland verzichtet. Wir wissen sehr wohl, daß wir uns nur mit übermenschlicher Anstrengung und unsere letzten Reserven opfernd, vor Verdun halten konnten, und daß die wenigen Elitetruppen, die wir noch hatten, nacheinander in dem schrecklichen Feuer vernichtet wurden. Wir verhehlen uns nicht, daß die militärische Stellung der Mittelmächte heute stärker als je ist, daß der diplomatische Bruch mit den Vereinigten Staaten dadurch, daß er Deutschland volle Freiheit gab, den für die britische Proviantierung so unheilvollen Abbootkrieg zu verschärfen, unsere Gegner durchaus nicht geschwächt hat. Von all diesem sind unsere Führer vollkommen überzeugt. Ein Briand, ein Poincaré sind viel zu klug, um nicht klar zu empfinden, daß wir uns in einer ganz fürchterlichen Sackgasse verrannt haben. Sie wissen, daß, was auch in Zukunft geschehen mag, Frankreich, welches nach diesem grausamen Kriege vollständig verblutet sein wird, und dessen abnehmende Geburtenzahl ihm keine Aussicht auf ein Wiederaufblühen gewährt, zu Spaniens Stellung herabsinken und verurteilt sein wird, in der politischen und wirtschaftlichen Bahn seiner ausgezeichneten Freunde jenseits des Kanals, die seine Herren geworden sind, herum zu kreisen. Aber sie wissen auch, daß ihr eigenes Ansehen, ihr politisches Glück und das Schicksal der Regierung selbst von dem Ausgang dieses verbrecherischen Krieges abhängen, den ihre Unvorsichtigkeit, ihr Leichtsinns oder ihr wahnsinniger Ehrgeiz in so furchtbarer Weise entsetzt haben. Und trotz allem hoffen sie auf irgendein unmögliches Wunder. Man versteht allerdings, daß sie das kategorische und so geschickte Angebot Deutschlands, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, zurückgewiesen haben. Der auf ihnen lastenden Verantwortung sich bewußt, durch einen unbesonnenen Vertrag und vermessene Versprechungen, deren Erfüllung nichts weniger als die Vernichtung der deutschen Macht voraussetzt, gebunden, ist es ihr einziger Wunsch, die gefürchtete Entscheidung, den unvermeidlichen Bankrott ihrer Versprechungen und Hoffnungen möglichst hinauszuschieben, sollte auch unser Frankreich darüber zugrunde gehen.

